Wiltfeber, der ewige Deutsche

Autor(en): **Baur, Albert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **9 (1911-1912)**

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-748892

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

tigen Mitteln die Kosten des Gesetzes dauernd bestreiten können. Das konnten schließlich die Sozialdemokraten sagen, die das Militärbudget entsprechend beschneiden wollen, nicht aber Leute, welche die Leistungsfähigkeit des Bundes auf allen Gebieten erhalten und entwickeln wollen. Noch bedenklicher war die Behauptung der Gesetzgegner, die ein Tabakmonopol oder gar eine direkte Bundessteuer als Folge der Annahme des Gesetzes prophezeiten. Bedenklich war auch die Behauptung der Gesetzgegner, die Landwirtschaft werde die Subvention verlieren, wenn sie das Gesetz annehme. Gegen diese unzweifelhaft aus der Luft gegriffenen Behauptungen findet Dr. Steiger kein Wort des Tadels.

Schon bei Annahme des Zolltarifs ist erklärt worden, man werde einen Teil der Mehreinnahmen für die Versicherung verwenden. Warum soll es bedenklich sein, wenn darauf hingewiesen wurde, dass bei der nächsten Zolltarifrevision ein voraussichtlicher Fehlbetrag durch höhere Zölle gedeckt werden müsse? Wer will die Richtigkeit der Behauptung bestreiten, dass diese Mehreinnahmen weniger auf Gegenständen des täglichen Lebensbedarfes, deshalb um so eher auf dem Weine gesucht werden können?

Gewiss war dieses Motiv für die Versicherungsgesetze ein materielles. Aber es hat sich in der ganzen Frage vorwiegend um materielle Interessen gehandelt. Dies gilt in erster Linie von den Gegnern, aber auch für viele Anhänger der Vorlage. Die Empfehlung des Gesetzes durch den Bauernverband ging in Flugschriften und Aufrufen in erster Linie vom Nachweise aus, dass die Landwirtschaft direkte Vorteile aus dem Gesetze schöpfe, erst in zweiter Linie wurde die ideelle Seite betont. Man kann deshalb uns nicht den Vorwurf eines unzulässigen Doppelspiels machen.

Endlich darf auch betont werden, dass am Weinbau nur eine kleine Minderheit der schweizerischen Landwirtschaft interessiert ist. Das Eintreten des Bauernverbandes für die Weinzölle legt vielen seiner Mitglieder direkte Opfer auf, entspringt somit durchaus nicht ausschließlich egoistischen Motiven.

Das Kranken- und Unfallversicherungsgesetz bildet nur ein Glied in der Kette der Wirtschaftspolitik des Verbandes. Wir sind uns gewohnt, solche Fragen in ihren Wechselbeziehungen zur Gesamtaufgabe zu betrachten. Mehr als bei irgend einer andern Abstimmung war es nötig, dies auch hier zu tun. Diejenigen, welche die Notwendigkeit neuer Einnahmen zur Deckung der Kosten des Versicherungsgesetzes bestritten oder dem Volke verheimlichen wollten, werden das Zirkular als „taktisch unklug" bezeichnen. Hierüber will ich nicht rechten. Dagegen aber verwahre ich mich mit allem Nachdruck, dass in der Versendung jenes Zirkulars ein Doppelspiel oder eine Unkorrektheit lag. Wenn dies die „bedenklichste" Handlung der Gesetzfreunde war, so dürfen sich diese gratulieren.

BRUGG

Dr. E. LAUR
schweizerischer Bauernsekretär

□□□

WILTFEBER, DER EWIGE DEUTSCHE

Aus dem Berliner Verlag Wiegandt & Grieben, der sich der jungen schweizerischen Literatur stets so überaus entgegenkommend zeigte, dass er fast als ein unsriger angesehen werden durfte, hat sich vor kurzem die

neue Verlagsanstalt *Gideon Karl Sarrasin* in Leipzig gebildet, die solchen Überlieferungen treu zu bleiben verspricht. Das erste Buch nun, das sie uns auf den Tisch legt, ist *Wiltfeber, der ewige Deutsche. Die Geschichte eines Heimatsuchers von HERMANN BURTE.* Wer dessen Gedichte „Patrizia" kennt, die Martha Geering vor Jahresfrist hier besprach[1]), muss mit der festen Erwartung an das Buch herantreten, einen Dichter von flammenden Worten, von strotzender Darstellungskraft, von wahrem Empfinden und ehrlichem Wollen wiederzufinden. Und täuschen wird sich keiner darin; auch wer das Buch Burtes als ganz verfehlt ablehnt, auch wer über die Hälfte seiner Ideen den Kopf schüttelt, auch wer bisweilen über kindlich schiefgewickelte Dinge lächelt, er muss den Dichter lieb gewinnen und sich vornehmen, ihm kräftig die Hand zu schütteln, wenn er ihm einmal im Leben begegnet.

Das Buch ist kein Roman. Es ist die einfache Geschichte eines Mannes, der nach Haus kehrt und die Heimat nicht mehr findet. Und da predigt er einen ganzen Tag, einen ganzen Sonn- und Festtag, und wie der Tag zu Ende ist, ist das Buch aus. Das hat Burte wohl selber als Mangel empfunden; mehr als einmal greift er der Kritik in die Räder und verwahrt sich gegen den Vorwurf, den er erwartet: Bilde, Künstler, rede nicht.

Was er nun predigt, ist kein bloßes Geschwätz von Worten. „Schau, ich bin misstrauisch gegen alle Wörter, die keinen Gegenstand bezeichnen; was man nicht betasten, nicht begreifen kann, ist eigentlich kein Begriff." Und danach handelt er auch, mit Ausnahme der Fälle, wo er, ein zweiter Abraham a Sancta Clara, Wort- und Reimwitzen nachrennt („Die Stunden der Zeugung heilen die Jahre der Beugung, und die Tage der Zeugung sind Zahltage für die Qualtage. — Wiltfeber der Denker wich Wiltfeber dem Danker"). Wunderbar an Kraft und Eindringlichkeit ist aber oft, was er sagt.

Mein Dichten hat den gleichen Grund, wie die Erschaffung der Welt. Warum schuf Gott die Welt? Warum dichte ich? Das weiß keiner. — Was hat denn dies danach für einen Zweck? — *Den Zweck der Welt: die Lust der Schöpfungstage.* Die einzige Erklärung für das Dasein irgend einer Welt ist die Lust am Schöpfungsakte, das Loswerden einer Unlust, es sei dinglich, körperlich oder geistig. So spricht der Dichter.

*

Schließt die Schulen, dann wachsen Werkstätten.

Jagt die Kunstgewerbler davon, diese Kunstverserbler, dann gedeihen die Handwerker! Verbrennt die Vorlagen, dann blüht die Erfindung!...

Seit die Kunst sich um das Gewerbe bemüht, ist das Gewerbe verkünstelt und die Kunst vergewerbelt.

Echte Kunst beginnt jenseits des Zweckes! Gewerbe, das ist Lebensfürsorge! Kunst, das ist Lebensausdruck!

*

Gleich Weinhändlern und Weinschenken erschienen mir die bestellten Wort- und Werthändler der staatlichen Anstalten; sie kelterten keinen neuen Wein aus neuen Trauben, sondern gossen den alten um, mischten ihn mit geringem Landwein, schönten, zuckerten, klärten und verschnitten... Aber Wasser vor allem, Wasser tat es ihnen freilich.

*

Dieser lyrische Schwung erinnert an Nietzsche und von dem „großen Sprüchemacher" ist denn auch nicht selten die Rede. Im Bethaus einer

[1]) Band VII, Seite 719.

Sekte — es gehört das zu Wiltfebers Kunst, alle Leute vor den Kopf zu stoßen — vergleicht er Nietzsche mit Christus, wie er mit dreißig Jahren Amt und Beruf verließ, um seinen Gott in der Wüste zu suchen, wie er nicht um des Leibes Notdurft sorgte und wandernd umherzog, wie er frühe und ohne Kinder starb, im Glauben, er sei ein König, und wie er lehrte, dass er wiederkommen werde. Er war der „Widerkrist"; Wiltfeber-Burte aber predigt „den reinen Krist", ein Christentum, das sich vom starren Wüstengott Jehovah und von allem Jüdischen frei gemacht hat. Von einer solchen Neugeburt des Kirchenglaubens und von einer göttlichen Verehrung der „Zeugung" erhofft er eine neue Kraft des Germanentums, das er in einer Mischrasse untergehen sieht — immer kleiner wird die Zahl der ins Blondenviertel zurückgedrängten reinen Deutschen. Diesen Rassengläubigen könnte leicht das Buch Burtes zum Evangelium werden.

Nicht aus diesem Grunde gefällt es mir, trotz aller seiner Mängel, trotz der seltsamen Mischung von Schlüsselroman und verstiegener Symbolik. Das Edelste daran ist ein starkes Heimatgefühl, und es klammert sich an alemannisches Land, an den Rheinwinkel bei Basel, an das Land Johann Peter Hebels. Wo Burte seine Sprache durch einen kühnen Griff in die Mundart bereichert, bringt er alemannisch Gut, das unserm Herzen nahe liegt. Und wie er das sterbende Dorf beschreibt, da fühlen wir, dass er die Geschichte aller unserer Dörfer bringt, deren herrliche Bauernkultur untergeht und einem schoflen Landproletariertum Platz macht. Und die Geschichte des schönen alten Hofes, der verloren geht, weil ihn der Besitzer kommunistisch betreibt und auf seine Herrschaftsrechte verzichtet — das ist wohl das stärkste und lesenswerteste Kapitel des Buches — wir empfinden sie als ein Unheil, das sich in unserm Lande ereignen kann.

Einmal tritt uns das Buch fast zu nahe. „Nimm heim diese Stadt ans Reich", sagt die Dame, die ein Symbol Preußens und des Reichs zu sein scheint, zu Wiltfeber, und sie meint Basel. Er wird doch nicht, der Schwerenöter? Nein, er ist uns gnädig; er spricht:

> Hast du bedacht, was das heißt? Sollen unsere zwischenhändlerischen Beamten in den Herrenhäusern der alten Geschlechter hausen und sie verderben und entklassen wie die Herrenhäuser im Greifenlande? Soll diese Stadt dem Stimmpöbel ausgeliefert werden, dass er sie beherrsche, wie er beherrscht alle Städte, darinnen unsere Fürsten wohnen? Sollen unsere Hausmeier und Raubbau-Meister auf den Rheinsprung und die Herrengasse losgelassen werden, bis der schamlose Stückelstil emportrumpft an Stelle der maßvollen, gebändigten Kraft, Haltung und Würde? Nein, Ursula, das soll nicht sein! Und wenn ich es mit einer Handbewegung tun könnte, ich nähme diese Stadt nicht heim ans Reich! Heil dieser Stadt! Sie lehrte mich, was Kultur ist! In ihren Straßen und Plätzen, Häusern und Kirchen, in ihren Sammlungen und Lehrsälen wehte mich der strenge Geist der Wiedergeburt von Kunst und Glauben an! Pfalzmünster ist die geistige Hauptstadt des alemannischen Stammes, sie sollte werden die Hauptstadt des kommenden geistigen Alemanniens! Aber *reichisch* machen diese Stadt!?... Ursula, was reichisch ist, ist dritten Ranges ..."

ZÜRICH ALBERT BAUR

□□□

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.

Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750

1921, 164